

EINS
LAHEA



Seit drei Tagen liegt der Wal da und stinkt. Verwest am Strand, wird von Tag zu Tag mehr in seine Einzelteile zerlegt, da arbeiten Menschen und Albatrosse in nie gekannter Harmonie zusammen. Nachts lebt der Wal in Laheas Gedanken, unter ihren Fingernägeln. Ilyas schläft, atmet langsam und tief, Enian träumt, murmelt Unverständliches, und dazwischen sie, wie hineingewoben, ein fester Teil dieses Geflechts. Über der Luke in der Decke der schwarze Himmel, Lahea zählt die Sterne, überprüft ihre Anwesenheit. Es ist beruhigend, sie dort hängen zu sehen, funkelnd, weiß, gelb, rötlich. Sie will wach bleiben, die Augen nicht schließen, denn wenn das passiert, ist alles wieder voller Fleisch.

Mit dem Bauch nach oben, aufgedunsen, inmitten des neu angeschwemmten Treibguts, bunt wie verstreutes Konfetti, so fanden sie den Wal. Das Vulkangestein, das den Strand umgibt, muss die tiefen Risse in die graublaue, lederartige

Haut gegraben haben, dachten sie, als sie fassungslos vor dem Kadaver standen. Jene, die eingeteilt gewesen waren, bei Sonnenaufgang nachzusehen, was in der Nacht angeschwemmt worden war, hatten ihn gefunden. Und bald waren alle, die Ipane bewohnen, am Strand, hielten sich die Nasen zu und spekulierten über Herkunft und Todesursache des Tiers.

Ansonsten war alles wie immer. Das tintenblaue Meer bis zum Horizont. Die Möwen, Albatrosse und Sturmvögel auf den Klippen. Der Strand voller Plastik, Muscheln, Holz und Seegras, wie jeden Tag.

Der Walgeruch war von Anfang an schwer zu ertragen. Scharf, beißend, wie eingetrockneter Urin oder verrottendes Gemüse, nur irgendwie modriger, uriger. Ein alter Geruch, und wenn der Wind ungünstig stand, stank es im ganzen Dorf. „Der ist schon ein paar Tage tot“, sagte Zaina, Laheas Mutter, und meinte damit: Wir haben nicht viel Zeit. Also fingen sie schnell an, den Wal, ein junger Finnwal war es, zu zerlegen, und sie schnitten kiloweise dunkles, fast violettes Fleisch aus dem riesigen Körper. Einige aus dem Dorf sind in der Alten Welt aufgewachsen, sie erinnern sich, dass es dort irgendwann verboten wurde, Wale zu jagen, sie auszuschlachten und zu essen. Sie schließen die Augen und schwärmen vom Geschmack. Als hätten sich ein Thunfisch und ein Rind gepaart, sagen sie, aber jene, die auf Ebria geboren sind, können sich das nicht vorstellen. Manchmal sehen sie einen Thunfisch, wenn er bei der Jagd wie ein Delphin aus dem Wasser springt, aber sie wissen nicht, wie er schmeckt, wie Rind schmeckt, wie irgendein Fleisch schmeckt. Rinder, Schweine, Pferde, Katzen, Hunde – bis auf die Vögel, Insekten, Fledermäuse, Eidechsen und Fische, die es hier gibt, kennen sie die meisten Tiere nur aus den Erzählungen der Alten und den Kinderbüchern und Enzyklopädien der Dorfbibliothek, von denen viele schon

so verblasst und zerknittert sind, dass sie in der Schreibwerkstatt kopiert werden müssen.

Als es auf Ebria den Machtwechsel gab, wurde abgestimmt: Wollten sie Tiere essen oder sich mit ihnen verbünden, die Insel zusammen bewohnen? Das Ergebnis war knapp. Dennoch schworen schlussendlich alle, sich daran zu halten. Einzige Ausnahme sollten die Vogeleiern sein, die sie den brütenden Paaren in den Taubenhäusern und an den Klippen der Insel regelmäßig wegnehmen, um die Populationen unter Kontrolle zu halten. Den meisten fiel die Umstellung nicht schwer, nur die ganz Alten, die es von früher anders kannten, murrten.

Die Nutristi* versuchen seither dreimal täglich zu fixen Essenszeiten das Beste aus dem zu machen, was wächst. Es gibt keinen Grund, sich zu beschweren. Auf Ebria wird vor dem Essen nicht gebetet, sondern still jenen gedankt, die das Obst, Gemüse und die Hülsenfrüchte einst auf die Insel brachten, jene Bausteine ihrer Ernährung, die nun in den milderen Gebieten Ebrias auf Terrassenfeldern wachsen und in Ipane in den Gewächshäusern Wind und Kälte trotzen.

Enians lange, schwarze Haare füllen die Nacht mit dem Duft von Rosmarin und Orangenblüten. Er schläft tief, hat ihr den breiten Rücken zugewandt, also kuschelt Lahea sich an Ilyas, der kleiner, schmaler ist, nimmt ihn von hinten in den Arm und versucht, ihren Atem dem seinen anzupassen. Oft, wenn sie wach liegt, beruhigt sie das, lässt sie einschlafen. Lahea denkt wieder an den Wal, stellt ihn sich vor, wie er noch gelebt hat. Wie er Teil einer Schule war, mit seinen Artgenossen sang. Manchmal können sie und Rara

* Berufsbezeichnungen und andere Wortneuschöpfungen werden im Glossar erklärt. Dort gibt es auch ein Personenregister.

die Wale von den Klippen aus beobachten. Sie zählen die Spritzer, freuen sich über die kleinen Regenbögen, die das Wasser aus ihren Blaslöchern formt, wenn die Wale ihren Atem ausstoßen. Lahea denkt an Krill, Mikroorganismen, Mikroplastik. Das Meer lebt noch, mit dem Meer ist es gerade noch einmal gut gegangen. Sie denkt an Fische, an die Fischerei, und ekelt sich. Vor den Netzen, die sie aus dem Wal gezogen haben. Wie lange sie wohl schon im Meer getrieben sind, bevor der Wal sie verschluckt hat? Auch solche Gedanken treiben in schlaflosen Nächten in ihr dahin. Lahea denkt an Hunderttausende von Fischen in einem Schleppnetz, sie werden zerquetscht, ihre Wirbel und Gräten und Knochen brechen und sie schreien. Ohrenbetäubend, angsterfüllt, sie spürt den Schrei tief in sich und reißt die Augen auf.

Der Schrei hängt noch in der Luft, zwischen Vorhängen und Laken. Lahea spürt ihren Herzschlag in den Ohren, von innen pocht etwas gegen ihr Trommelfell. Sie richtet sich auf, schüttelt den Kopf. Ilyas greift nach ihr, schlingt seinen Körper um ihren, murmelt etwas ins Kissen, aber es passiert wieder. Ein Schrei, ganz sicher, ein gequälter, langgezogener Schrei. Ein Geräusch, das sie in Ipane selten hören, nein, nie. Ipane kennt die Freudenschreie, wenn unter dem Treibgut ein Schatz gefunden wird. Der intakte Autoreifen, mit dem endlich der Karren fertiggestellt werden kann. Oder Zahnbürsten, und ganz besonders: Schuhe. Außerdem kennt das Dorf Schreie aus Lust, vor Genuss und Leidenschaft. Sie kommen zu allen Zeiten aus den Hausgemeinschaften und aus dem Badehaus und fügen sich harmonisch in die Sinfonie der Inselgeräusche ein. In ihr sind auch Kinderlachen, Spielgeräusche und das hungrige oder müde Quäken der Babys in ihren Tragetüchern. Sind Kommandos und Rufe der Arbeitenden, sind Lieder, die gesungen werden, um sich beim Spinnen, Hämmern, Mauern und

Treibgutsammeln die Zeit zu vertreiben. Sind Taubengurren und Möwenkrächzen. Und natürlich die Chöre, die Jubelrufe, mit denen bei Festen die Musizierenden angefeuert werden: Spielt die Trommeln noch schneller, noch lauter. Aber dieser Schrei war anders, ein Schrei voller Panik, voller Schmerz. Lahea starrt ins Halbdunkel des Schlafzimmers, draußen ist wieder alles still, nur das eigene Herz will sich nicht beruhigen. Schon wieder ein Herz, um das sie sich Gedanken machen muss.

Heute hat Mo Lahea, weil ihre Mutter nicht aufzufinden war, eine Plastiksachtel gezeigt, in der das Gehirn und die Augen des Wals lagen. Groß wie der Bauch einer Schwangeren, hellrosa, ohne Blut und Leben das Gehirn, dunkel, leer und handteller groß die Augen. Was er damit machen solle.

Lahea sagte: „Dem Meer zurückgeben.“

„Und das Herz?“, fragte Mo.

Wenn Lahea nun die Augen wieder schließt, sieht sie die Organe, fühlt sich wie eine Schlachterin, wie ein Raubtier. Lahea ekelt sich vor dem Tod. Vor dem Kadaver und vor ihnen selbst, die sie den Wal in Kategorien wie *nützlich*, *Müll* und *zu begraben* einteilen. Lahea weiß, dass sie auf Ebria ein Leben im Einklang mit der Natur führen. Sie weiß, dass sie auf das angewiesen sind, was das Meer an die Strände spült. Treibgut ist eine der wichtigsten Ressourcen, ein toter Wal ist da keine Ausnahme. Trotzdem hasst sie es, diese Gewalt und Ausbeutung zu sehen. Hasst die Unterhaltungen und die Wörter, die beschreiben, was aus dem Wal noch werden wird: Knochenasche zur Glasherstellung, Walfett für die Lampen, Besenborsten aus den Barten, die das Walmaul anstelle von Zähnen füllen. Gefüllt haben.

Da ist es wieder, ein erschrockenes Aufschreien irgendwo weit weg und doch viel zu nah, und Lahea windet sich,

schiebt Ilyas' schlafschwere Oberschenkel von ihrem Körper und krabbelt ans Fußende des Betts. Die Männer merken nichts, liegen völlig erschöpft da. Sie haben den ganzen Tag Walrippen aus dem Kadaver gebrochen und Fleisch weggeschleppt, große Haufen damit gebaut, hinten an den Klippen. Ein Versuch, die Vögel vom Wal fernzuhalten und gleichzeitig den Schatz mit ihnen zu teilen. Was das Meer gibt, gehört schließlich allen. Lahea lauscht den Atemgeräuschen ihrer Partner und denkt nach. Nicht wecken, beschließt sie dann. Allein nachsehen, was los ist.

Über die Leiter, an der Ilyas' Krücke lehnt, von der Koje in den Wohnraum findet sie auch im Dunkeln ihren Weg, ihren Poncho und die Sandalen. Sie ist nachts oft munter, oft draußen im Hof, seit sie ihrer Mutter mehr zur Hand geht, sie kennt alle Hindernisse. Den großen Tisch im Hauptraum, vier Stühle, den großen Sack Taubenfutter gleich neben der Tür. Langsam zieht sie dort den Vorhang aus Muscheln, bunten Plastiksplittern und Markierungsboien von Fischernetzen zur Seite. Es raschelt, aber nicht einmal die Tauben, die in ihren Nestern auf einem Regal an der Hofwand schlafen, heben die Köpfe. In der Mitte des Innenhofs, den sich Laheas Familie mit vier anderen teilt, steht die Notlampe, nach der sie sofort greift. Wenn Ilyas recht hat, ist der Wal genau im richtigen Moment gekommen. Er will herausfinden, wie das Walfett verarbeitet werden kann, morgen beginnt er seine Experimente. Wenn ihm das gelingt, dürfte der ewige Brennstoffengpass im Dorf zumindest für eine gewisse Zeit behoben sein und sie könnten aufhören, das Treibholz zu rationieren. Vielleicht beruhigen sich dann auch die lauter werdenden Stimmen, die fordern, Holz aus dem Wald in der Inselmitte schlagen zu dürfen. Was sie bisher noch davon abhält, ist das Versprechen, das sie sich einst gegeben haben: Die Insel so wenig wie möglich auszubeuten. Aber, das weiß Lahea und

das sollten auch die anderen wissen: Versprechen sind nichts mehr wert, wenn jene, die man liebt, in Gefahr sind. In den dunklen, kalten Monaten ist der Wind in den Küstendörfern schneidend und eisig, besonders für die Kinder und die Ältesten schwer zu ertragen. Auch jetzt im Frühsommer ist es in manchen Nächten bitterkalt, Lahea wickelt sich fester in den Poncho, als sie den Innenhof verlässt, zieht sich den löchrigen Stoff über Mund und Nase, aber es hilft nichts. Der Gestank des Wals wabert durch die engen Gassen des Dorfs wie giftiger, unsichtbarer Nebel.

Seit drei Tagen schützen die am Wal Arbeitenden ihre Kleidung, Hände und Haare mit Plastikbeuteln und binden sich mit Pfefferminzextrakt getränkte Tücher vors Gesicht. Trotzdem ist es schrecklich, nicht nur wegen des Gestanks, sondern auch wegen der Brutalität. Sie zerschneiden Haut, Fett, Sehnen und Organe, haben Speiseröhre und Magen geöffnet. Alles war mit Plastik verstopft, ein dunkler Klumpen, groß wie ein Fels. Enian hat ihn entwirrt, alle wollen wissen, woran der Wal gestorben ist, suchen nach Hinweisen. Sie ziehen bunte, stinkende Knäuel aus dem Tier und bald liegen sie entwirrt und zum Trocknen nebeneinander auf dem Strand. Fünf Fischernetze und so viele Plastiksäcke, dass sie wieder genug Schutzkleidung hätten, um den nächsten Wal zu zerlegen. Dazu zwei Metallkisten, die Mo, der früher Seemann war, als Krabbenfallen identifizieren konnte, eine Boje, eine knallgelbe Schwimmweste. Da hörten auch die auf zu quengeln, die ihn essen wollten. Die Gier wich der Betroffenheit.

Ganz Ipane liegt im Dunkeln. Nur vereinzelte Notlaternen, helle Flecken in der Finsternis, die mehr blenden als helfen. Das Mondlicht würde reichen. Selbst die Alten haben über die Jahre und Jahrzehnte gelernt, ohne künstliches Licht auszukommen, und die anderen kennen es gar nicht anders,

aber Traditionen sterben langsam, denkt Lahea und schüttelt sich. Niemand hat Angst vor der Dunkelheit, aber dennoch beleuchten wir die Nächte, einfach nur, weil wir es können, immer schon so gemacht haben. Lahea schleicht über den Dorfplatz. Wo tagsüber die Jüngsten spielen und die Alten zusehen, Haare geschnitten und singend aus angeschwemmten Netzen Körbe geflochten werden, wo das frisch geschöpfte Papier zum Trocknen aufgehängt wird, brennt ein Licht und markiert die Grube im Boden, Ilyas' neuestes Projekt. Alles ist ruhig. Nicht nötig, dass jemand Nachtwache hält, sie sind allein auf der Insel. Es gibt keine Gefahr.

Warum dann aber der Schrei? Da ist er wieder. Lauter, näher jetzt. Ein gelöstes Lachen folgt und Lahea beschleunigt ihre Schritte. Im Badehaus brennen Lampen. Von dort kommt ein Röcheln. Davor stehen zwei fremde junge Männer, ihre Kleidung ist dunkelbraun gefärbt, blutrot leuchtend in diesem Licht. Sie lachen, halten sich an den Händen und grüßen Lahea freundlich. Einer von ihnen hat feuchte Augen, der andere reicht ihm erst ein Taschentuch, küsst ihn dann sanft auf die Wange.

Das Badehaus wurde über einer heißen Quelle errichtet, von denen es auf der Insel viele gibt. Das Wasser riecht stark nach Schwefel und schmeckt komisch, aber es tut gut, darin zu baden. Die Thermaturi, die das Badehaus verwalten und betreuen, mischen es mit Wasser aus einem Brunnen in der Nähe, das durch ein Rohrsystem aus Plastikflaschen in Wannen gepumpt wird, die in den Boden eingelassen sind. In einer dieser Wannen liegt Sakura. Ihr Schwangerschaftsbauch ist prall und glänzt von dem Öl, mit dem ihn ihre Partnerin Nadira gerade einreibt. Sakura hat die Augen zusammengekniffen und schreit. Wehe um Wehe schreit sie den Schmerz hinaus. Lahea bleibt in der Tür stehen. Vor ein paar Tagen erst haben Nadira und sie den Nachmittag zu-

sammen in der Wäscherei verbracht und Nadira hat beim Auskochen der Windeln und Binden erzählt, dass der errechnete Geburtstermin immer näher rücken würde. Eigentlich hätte sie es sofort verstehen müssen, dass es Geburtsschreie sind, denkt Lahea bei Sakuras Anblick.

„Bald hast du es geschafft“, sagt Athia, die Thermaturi, zu der Gebärenden, ihr Tonfall weich, dann tupft sie ihr das verschwitzte Gesicht liebevoll mit einem Lappen trocken.

„Ich kann noch an den Strand gehen“, keucht Sakura, „ich will das Kind lieber im Meer bekommen.“ Lahea weiß, wie wichtig es ihr wäre, auf die in Ipane übliche Art und Weise am Strand zu gebären. In dem von Seeigeln gesäuberten Gezeitenbecken, im Kreise ihrer Vertrauten. Sakura hat es Lahea bei einem Spaziergang verraten, bevor der Wal kam und zur absoluten Priorität wurde. Und sie versteht es, auch sie liebt die Küste, den Strand und die vielen Becken, die selbst bei Ebbe Wasser führen. Vielleicht, weil der Rand des Meeres je nach Stand der Gezeiten stets im Wandel ist, sich nicht klar bestimmen und umreißen lässt, mal zum Festland gehört, dann wieder dem Meer. Der Strand ist immer ein Dazwischen, ein Sowohl-als-Auch, ein Ort jenseits der Eindeutigkeit. Der Küstenstreifen ist die Zone ultimativer Resilienz, ist trockene Hitze und wellenumspülte Kälte. Wer hier überleben will, muss schnell und stetig auf sich verändernde Extreme reagieren können. Muss zäh sein, ausdauernd, braucht Panzer, Kalkdeckel. Und die Gezeitenbecken sind für viele, mit denen sie die Küsten teilen, Orte des Verweilens. Der Ruhe. Bis sie sich mit der nächsten Flut zurück in die Wellen, ins offene Meer spülen lassen. Der beste Ort, um neues Leben in der Welt willkommen zu heißen.

„Um an den Strand zu gehen, ist es zu spät. Du weißt, wir dachten, du hättest noch eine Woche. Dieses Kind kommt bald. Und es wird ihm und dir hier an nichts fehlen“, be-

ruhigt Lucent, der Obstettrici, einer der Geburtsheilkundigen, sie, während er die mitgebrachten Tücher sortiert. „Und denk an das stinkende, verwesende Vieh. Willst du wirklich neben einem Kadaver entbinden?“ Dann sieht er Lahea an der Tür stehen: „Komm doch herein!“

„Wie lange geht das schon?“, fragt Lahea, setzt sich neben die Wanne, küsst Sakura auf die Stirn und nickt Nadira zu. Beide sehen erschöpft, aber glücklich aus.

„Seit dem Morgen. Wir haben gleich eine Nachricht zu den Spendern geschickt.“

„Sind das die zwei Männer draußen?“

Sakura nickt.

„Warum habt ihr mir nichts gesagt?“

Die Antwort geht in der nächsten Wehe unter.

Es ist nicht die erste Geburt, bei der Lahea dabei ist, aber seit sie Rara hat, selbst Mutter ist, ist es anders. Sie versteht es besser, diese Gleichzeitigkeit von Freude und Angst. Den Wunsch, dass es bald vorbei ist. Daneben aber auch den Stolz. Nie spürt man den eigenen Körper so, ist ihm so nah wie in den Wehen, wie während der Geburt. Alles ist so hell und dunkel, wunderschön und furchterregend zugleich. Wie ihr selbst damals das Zeitgefühl vollkommen abhandengekommen ist. Und die Erleichterung, wenn es vorbei, wenn alles gut gegangen ist. Der Duft des Neugeborenen. Die erste Berührung.

„Ich kann nicht mehr. Ich halte das nicht aus. Macht, dass es aufhört“, keucht Sakura. Lucent drückt ihr einen Spiegelsplitter in die Hand.

„Pass auf, die Kanten sind scharf“, sagt er. „Siehst du, wie weit du schon geöffnet bist? Bald habt ihr es geschafft.“

Sakura schüttelt den Kopf und Lahea weiß, was sie denkt: Nicht noch länger, das ertrage ich nicht. Weil jede Wehe ihrem Körper mehr abfordert, schmerzhafter wird. Aber natürlich erträgt sie es. So wie es alle, die Kinder geboren

haben, ertragen. Alle haben während der Geburt von ihrem Körper gezeigt bekommen, was er kann, was er aushält.

„Ich muss knien“, keucht Sakura plötzlich, umfasst dem Wannenrand mit beiden Händen und zieht sich hoch.

„Soll ich helfen?“, fragt Nadira.

„Lass mich – ich muss allein ...“

Sakura stützt sich mit den Ellenbogen am Boden ab, schiebt die Knie auseinander, drückt den Rücken durch, wimmert, als die nächste Wehe kommt. Dann ist er da. Der Kopf. Dunkle Haare im Wasser, schemenhaft erkennbar zwischen den Blütenblättern, die dort treiben.

„Noch ein letztes Mal, nur noch die Schulter!“, feuert der Obstettrici sie an und Sakura schreit. Sie richtet sich auf, greift zwischen ihre Beine, ergreift es und hebt das Kind langsam aus dem Wasser. Diese winzigen Hände. Diese verschrumpelten Finger. Wie sie sich ins Nichts ausstrecken. Eng zusammengepresste Augen. Das Kind hat ebenfalls schwer gearbeitet. Dann reißt es den Mund auf, wirkt überrascht. Das ist Luft, liebes Kind, denkt Lahea, und langsam öffnet es die Augen. Sakura reibt sanft seinen winzigen Rücken. Alle sind still, nur das Wasser plätschert. Dann löst sich ein Quäken aus der Kehle des Neugeborenen, und alle lachen erleichtert auf.

„Wie soll es heißen?“, fragt Lucent und kniet sich neben das Becken.

„Baku“, sagt Sakura und reicht Nadira das Kind. Die Nabelschnur pulsiert noch und schimmert im Kerzenlicht. Kurz blitzt der Wal in Laheas Gedanken auf. Sie zittert, starrt auf die flackernden Flammen der Kerzen, dieses warme, weiche Orange, ein paar Augenblicke sind genug, um die Bilder von dem toten Fleisch wegschieben zu können.

Der Obstettrici reibt die Füße des Kindes mit fein geriebenem Vulkansand ein und träufelt Meerwasser auf seinen Kopf, während er die Worte des Begrüßungsrituals spricht: „Wir

alle, die wir dich heute in diese Welt begleitet haben, versprechen dir, dich ein Leben lang zu achten, zu lieben und zu beschützen. Du heißt Baku, bis du deinen wahren Namen selbst gewählt hast, und du bist hier willkommen.“

Alle weinen, nur das Neugeborene nicht. Alle sehen zu, wie Lucent die Nabelschnur durchtrennt. Da plärrt auch Baku. Er wandert von Arm zu Arm und zurück zu seiner Mutter. Alle loben die kleinen Füße, die rosigen Wangen, die leuchtenden Augen, die sie neugierig nennen. Aufmerksam. Bemerkenswert. Athia reicht Sakura einen großen Becher Rote-Rüben-Saft, sie trinkt ihn in einem Zug leer.

„Wir haben auch noch Eintopf da, möchtest du?“

Sakura nickt und lässt sich von ihr einen Löffel voll mit gekochten Bohnen und Karotten in den Mund schieben, dann lehnt sie sich zurück und schließt die Augen. Langsam setzt die Erkenntnis ein. Dass sie es überstanden haben. Die Thermatur massiert Sakuras Bauch.

„Wie geht es dem Wal?“, fragt Sakura, als sie Baku Lucent zum Wickeln reicht.

Lahea erzählt, dass ihre Mutter ungeduldig wird, dass sie es schnell erledigt haben möchte. Dass sie niemanden durch die Arbeit am toten Tier gefährden will. Dass sie gesagt hat: „Was morgen nicht zerlegt ist, wird verbrannt.“ Dass sie schon Lumpen und Holz hat zusammentragen lassen.

„Ich vermute, deine Mutter hat eine schlaflose Nacht“, keucht Sakura, die jetzt die Plazenta geboren hat und mit zitternden Knien langsam aus der Wanne steigt, die Augen glänzend, der Körper gerötet. Lahea sieht weg, als Lucent den dunklen Kumpen behutsam aus dem Wasser hebt.

„Wie meinst du das?“, fragt sie stattdessen.

„Sie war auch schon hier, hat Essen für uns und ein Willkommensgeschenk für Baku gebracht. Dann ist sie runter zum Strand gegangen.“

ZWEI ZAINA



Das Lager ist hell erleuchtet, ganz ungewöhnlich nachts, aber noch ist niemand gekommen, um nachzusehen, was da los ist. Zaina hat die Tür einen Spalt offen gelassen, hält manchmal beim Sortieren inne, um der Stille zu lauschen, die von draußen hereindringt. Mit den Händen arbeiten. Dinge zurechtlegen, einem System folgen, das hat ihr schon immer gutgetan. Hat geholfen, wenn es eigentlich die Gedanken waren, die betrachtet, aufgeteilt und kategorisiert gehörten. Das Lager, eine große Hütte mit vielen tiefen Regalen an den Wänden und großen Kisten, die einfach so im Raum stehen, ist der perfekte Ort für diese Arbeit. Es gibt keine Fenster, aber zwei große Schiebetüren, die im Sommer ausgehängt werden können, wenn es der Wind zulässt. Tagsüber kommt Sonnenlicht durch eine große Öffnung in der Decke, jetzt hat Zaina die Öllampen angezündet. Sie trägt, wie die meisten in Ipane, eine dicke, doppelt genähte Hanfleinenjacke, um den ewigen Wind zumindest ein biss-

chen fernzuhalten, dazu ihr liebstes Tuch, leuchtend pink, das es kein zweites Mal auf der Insel gibt, kunstvoll um den Kopf gewickelt. Es ist, wie vieles, ein Geschenk des Meeres. Zaina reibt sich die müden, vom angestregten Arbeiten trockenen Augen, die Armreifen aus Metall und Plastik klimpern an ihren Handgelenken. Sie seufzt und wendet sich wieder dem Sortieren zu.

Zaina ist unruhig, seit sie beschlossen hat, keine Stunde länger warten zu können. Dass Lahea es wissen muss. So viel sollte geplant, besprochen, organisiert werden. Sie hat schon zu lange auf den perfekten Zeitpunkt gewartet, seit Wochen kommt er nicht. Immer passiert etwas anderes. Zwar ist nichts wichtiger, aber etliches war dringender. Vor einem Monat die kränkelnde Rara, die ihnen Sorgen bereitete, bis sie sich von dem Husten erholt hatte. Dann der Schimmel in dem Keller für die gelagerten Hülsenfrüchte, der viel Deeskalation erforderte, weil besonders jene, die überwiegend körperlich arbeiteten, sich Sorgen machten, das Essen würde sie nun nicht mehr satt machen, da Bohnen und Erbsen rationiert werden mussten, bis Nachschub aus den anderen Regionen der Insel geliefert wurde. Dann begann auch noch jemand aus der Küche Gerüche zu verbreiten, dass weitere Lebensmittel betroffen sein könnten. Es dauerte einige Tage, allen klar zu machen, dass keine Gefahr drohte, dass Ipanes übrige Nahrungsmittel vor den verdammt Schimmelpilzen sicher waren. Und zuletzt Jias Tod, der das Dorf zwar nicht überrascht, aber ihm dennoch für einige Tage die Farbe, die Leichtigkeit genommen hatte. Jetzt der Wal. Zaina begriff, dass der perfekte Moment nicht kommen würde. Weil es ihn nicht gab. Da beschloss sie, es nicht länger hinauszuzögern. In einer spontanen Entschlossenheit hatte sie sich aufgemacht, um Lahea zu wecken, es hinter sich zu bringen, wenn sie nicht Sakuras Schreie und die Geburt abgelenkt hätten. Jetzt hatte sie es

wieder nicht geschafft. Der Moment war, zumindest für heute, vorbei.

Das Lager ist Zainas nächtlicher Zufluchtsort geworden, wenn die Gedanken zu laut werden oder wenn die Hitze wallungen sie aus dem nassgeschwitzten Bett treiben. Sie kaut auf ihrer tätowierten Lippe. Ihre Bewegungen sind hektisch. Sie hat einen Korb mit Strandgut auf die großen Tische in der Mitte des Lagers gekippt und sortiert den Inhalt in die entsprechenden Regale. Eine Plastikschaufel zu den Dingen, die sofort verwendet werden können. Styropor, ausgefranzte Seile und eine Korkplatte zu den Baumaterialien. Ihr fällt ein schöner Ring aus violetter Plastik in die Hand, und sie schiebt ihn auf ihren Mittelfinger, wo er locker sitzt, bei jeder Bewegung hin und her rutscht, also lässt sie ihn in die kleine Schachtel fallen, in der Schmuck gesammelt wird. Jemand anderes wird sich darüber freuen, den Ring mit Stolz tragen. Als Zaina einen Schuh mit hohem Absatz unschlüssig in den Händen dreht, hört sie hinter sich ein höfliches Räuspern und Lahea tritt aus dem dunkelblauen Draußen zu ihr ins Licht. Müdigkeit ist ihr ins Gesicht geschrieben, die schulterlangen braunen Locken zerzaust, als hätte sie das Haus, das Bett, übereilt verlassen. Alles an Laheas Körper strahlt Erschöpfung aus, ihre schlechte Haltung, der schleifende Gang, mit dem sie näher kommt. Keine Spur der üblichen Selbstsicherheit, die es ihr erlaubt, trotz ihrer zarten Statur und ihrem kleinen Wuchs eine immense Präsenz auszustrahlen und jeden Raum, den sie betritt, sofort zu beherrschen. Schon als Kind war es ihr nie schwergefallen, Menschen dazu zu bringen, ihr zuzuhören, sie in ihre Gruppe aufzunehmen. Das wird ihr helfen, denkt Zaina, sie wird es bald brauchen können, als zugänglich wahrgenommen und gleichzeitig respektiert zu werden. „Du bist ja wach“, sagt Zaina. Da ist etwas in ihrer Stimme,

etwas Neues, ist es Unsicherheit? Sie hört es selbst und hasst es.

„Du doch auch“, antwortet Lahea und nimmt ihrer Mutter den Schuh aus der Hand. „Nicht gerade das, was wir hier brauchen.“

Zaina will nicht, dass ihre Tochter sieht, wie schwer es ihr fällt, das Lächeln zu erwidern. Laheas Hände am Tisch, wie sie zugreift. Ihre Tochter ist eine, die Arbeit erkennt, wenn sie sie sieht. Die nicht danebensteht und fragt, ob sie helfen kann, sondern die einfach tut, was gebraucht wird. Auch das wird sich bald als nützlich und wichtig erweisen. Lahea ist die richtige Wahl.

Es sind so viele Schuhe. Ein linker, zartrosa Flip-Flop, ein Kindergummistiefel, ein schwerer Schnürschuh übersät mit Seepocken. Zaina stellt sie ins Regal, Lahea hat das Klemmbrett, nach dem sie gerade greifen wollte, längst in der Hand und trägt die neuen Schuhe ein. Alle paar Wochen kommt es vor, dass welche gefunden werden, die einigermaßen zusammenpassen und getragen werden können. Hinreichend erhaltene Schuhe aus dem Meer sind ein begehrtes Gut, die Warteliste für sie ist lang und manchmal wird gestritten, wer sie dringender braucht.

„Ilyas sagt, vielleicht schaffen sie es, aus der Walhaut Leder zu machen. Dann könnten wir endlich stabilere Schuhe und Taschen nähen“, erzählt Lahea, und Zaina weiß, sie tut das, weil die Stille und dieses schweigsame Arbeiten sie irritieren. Zaina ignoriert es, will nicht über den Wal sprechen, hält aber kurz inne und schaut auf ihre Füße. Sie trägt, wie Lahea, geflochtene Sandalen aus Fischernetz mit einer Sohle aus Autoreifen.

„Er hat sofort an die großen Bibliotheken geschrieben, sie haben ihm alles herausgesucht, was im Laufe der Jahre über die Verwertbarkeit von Walen zusammengetragen wurde. Wissen aus Büchern, Erinnerungen von Menschen. Lam-

penöl aus Blubber, Bürsten und Besen aus den Barten, die Knochen als Baumaterial und für Knochenmehl“, fährt Lahea fort. Sie erzählt von Walfang, Walgesängen, und davon, dass der Wert von Ambra, einer Substanz aus dem Darm von Walen, früher mit Gold aufgewogen wurde, als die Menschen noch Parfüm und Räucherwerk daraus machten. Lahea redet und redet, wie sie es immer tut, wenn sie spürt, dass eine Situation oder ein Gespräch in eine Richtung kippen könnte, die sie nicht mag. In Konfrontationen war sie leider nie gut, das wird sie lernen müssen.

Aber noch arbeiten sie weiter. Lahea trägt armeweise grüne Plastikflaschen in die Ecke, wo sie hingehören. Bald werden sie mit Steinen und Plastikresten gefüllt, zu den Baustellen der neu zu errichtenden Häuser gebracht und dort in die Wände eingebaut. Dann ist der Tisch leer. Bevor Lahea die Idee hat, den nächsten Korb mit Treibgut zu leeren, das Sortieren auf ein Neues zu beginnen, setzt sich Zaina auf den Tisch, lässt die Beine baumeln, atmet tief ein und sucht ihren Blick. Ihre Tochter kommt ihr überraschenderweise zuvor. „Willst du mir nicht sagen, was los ist, Mama?“

Das erstaunt sie. *Mama*. Lahea sagt es so selten. Nennt sie üblicherweise beim Vornamen, sagt *Zaina* zu ihr, so wie die anderen. Aber die Wärme, die Vertrautheit, die mit *Mama* mitschwingt, ebnet den Boden für den Satz, den sie seit Wochen schmerzhaft im Mund herumgeschoben, ihn von allen Seiten mit der Zunge zaghaft angestupst hat wie einen eitrigen Zahn.

„Es ist so weit, Lahea. Du wirst übernehmen. Vorausgesetzt natürlich, die Dorfgemeinschaft wählt dich. Aber davon ist auszugehen.“

Unerwartet leicht kommt es Zaina von den Lippen.

„Warum? Warum gerade jetzt?“, fragt Lahea.

Zaina zittert. Nervös finden ihre Finger die Box mit Kleinkram, den sie vorher sortiert hat. Sie umfasst den erstbesten

Gegenstand, nimmt ihn heraus, etwas, an dem sie sich festhalten kann. Es ist ein Feuerzeug aus Plastik. Sie zieht den Daumen über den Feuerstein, eine Flamme blitzt auf, Geruch von Verbranntem erfüllt das Lager. Zaina und Lahea sehen der kleinen Flamme zu, wie sie flackert. Es dauert eine Weile, bis Zaina wieder spricht.

„Als wir damals überlegt haben, die anderen Frauen und ich, wie wir Ebria zukünftig gestalten wollen, sodass alle gleichberechtigt sind und mitreden können, da war uns klar, dass es in jedem Ort der Insel eine Person braucht, die das, was beschlossen wird, auch umsetzt. An die sich alle wenden können und die die Anliegen des Dorfes vor den Ältestenrat bringt.“

Zaina lässt das Feuerzeug wieder und wieder klicken. Die Bewegung des Daumens, der Anblick des kleinen Lichts in ihrer Hand beruhigen sie. Die Verlässlichkeit, mit der das Licht jedes Mal zurückkommt. Es macht sie unerwartet zuversichtlich. Sofort ist da eine Wärme hinter ihrem Brustbein, die sich bis in die Finger ausbreitet. Das Blut schießt ihr in die Wangen, sie müssen glühen. Lahea sieht sie ernst an, wartend, ungeduldig. Aber Zaina nimmt sich die Zeit, die sie braucht. Sie räuspert sich, legt das Feuerzeug beiseite.

„Nuala, Daksheena, die anderen und ich, wir hatten gerade die Gruppe zerschlagen, die aus Ebria einen schrecklichen Ort machen wollte, kein Wunder, dass wir bei der ersten Wahl, die es gab, zu den Vertreterinnen ernannt wurden. Das weißt du natürlich alles“, spricht sie weiter.

„Ich weiß das, ja“, bestätigt Lahea.

„Wir haben auch beschlossen, dass es einen festgelegten Zeitpunkt geben muss, an dem wir den Platz für die Nächste freimachen. Wir wussten, dass unsere Position mit Macht verbunden ist, dass Macht korrumpiert und dass wir vielleicht bis zu unserem Tod an der Spitze unserer Gemein-

schaft würden bleiben wollen. Also haben wir uns geschworen, dass wir die Macht an unsere Tochter oder an eine andere Person, von der wir überzeugt sind, weitergeben würden. Dass es eine Abstimmung geben muss, aber dass wir eine geeignete Person nominieren müssen. Du weißt schon lange, dass ich dich ausgesucht habe. Du hast zugestimmt.“

Vier Jahre ist das her. Rara war gerade ein Jahr alt geworden, als Zaina ihre Tochter darauf ansprach. Lahea hatte sich ihr Kind auf den Rücken gebunden, wo es schlief, während sie in der Schreibstube saß und eines der Bücher abschrieb. Ein alter Roman hatte zu schimmeln begonnen, und sie war konzentriert, kopierte Buchstabe für Buchstabe, weil sie die Sprache nicht verstand und die Wörter ihr nichts sagten. Zaina hatte sie schon einige Minuten beobachtet, bevor sie ihr die Hand auf die Schulter legte und sagte, dass sie es sehe und gutheiße. Wie Lahea sich um Rara kümmere, ohne sich selbst zu verlieren. Dass sie gelernt habe, um Hilfe zu bitten, und, seit sie Mutter war, vollends verstanden habe, dass es ohne Gemeinschaft und Zusammenhalt nicht ging. Dass Zaina das sehe und nun definitiv wisse, wie gut sich Lahea um Ipane kümmern würde, wenn die Zeit gekommen war. Nichts davon hat sich seitdem geändert.

„Aber warum jetzt?“, fragt Lahea.

„Wir haben damals überlegt, was ein guter Schlusspunkt sein könnte, und schließlich ist uns nur eine Sache eingefallen, die uns alle betrifft. Die unausweichlich ist und die bezeichnenderweise schon im Namen trägt, was geschehen wird: dass ein Wechsel stattfinden muss.“

Zaina weint ohne Tränen, fragt sich, ob Lahea es an ihrer Stimme hören kann, wie schwer ihr das fällt. Als ihre Tochter ihr den Arm um die Schulter legt, versteift sie sich. Zaina ist keine Frau, die leicht Trost annehmen kann, die Schwäche zulässt.

„Ich verstehe“, sagt Lahea knapp.

„Wir vereinbarten, wenn die letzte Blutung ein Jahr her ist, dann ist es so weit“, sagt Zaina, atmet laut aus, nimmt Laheas Hand. Schafft es endlich, sie anzusehen und den Blick länger zu halten. Plötzlich ist sie müde, will allein sein. Spüren, wie es sich anfühlt, frei von dem Ballast zu sein, den sie so lange mitgeschleppt hat. Frei von der Verantwortung, der Sorge. Vielleicht endlich einschlafen zu können, ohne sich zuvor im Bett noch Gedanken über Streitigkeiten in den Arbeitsgruppen und Wohngemeinschaften, schimmelige Bohnen oder Wege, die neue Bodenplatten brauchen, machen zu müssen.

„Meine Zeit ist zu Ende. Deine wird beginnen, wenn es das ist, was Ipane will“, sagt Zaina und steht auf.

„Was passiert als nächstes?“, fragt Lahea und rutscht ebenso vom Tisch.

Zaina geht zur Tür, schiebt sie auf und starrt hinaus.

„Morgen ist die Verabschiedung von Jia. Ich werde ihre Lebensrede halten und dann meinen Rücktritt bekannt geben. Alle werden da sein, es ist ein guter Zeitpunkt, um die Abstimmung anzukündigen. Ich schlage dich offiziell als meine Nachfolgerin vor, die Stimmabgabe soll tags darauf früh morgens stattfinden.“

Die erste inselweite Abstimmung, die Lahea bewusst miterlebt hat, war die über die Einführung des dreizehnten Monats. Zaina weiß noch, wie die Chronisti von Ort zu Ort zogen und allen die Vorteile erklärten. Wie jeder Monat dann aus 28 Tagen und vier Wochen bestehen würde, die alle mit einem Montag begannen und mit einem Sonntag endeten, und wie sehr dies ihre Arbeitsplanung und damit die Strukturierung ihres gesamten Lebens erleichtern würde. Sie erinnert sich an die allgemeine Skepsis und wie gespannt sie und Lahea, die damals etwa zwölf gewesen sein musste, zuerst die Auszählung der Stimmen von Ipane

verfolgten – ein Stein für Ja, eine Muschel Nein – und später zusammen auf den Vogel warteten, der das Gesamtergebnis der Insel und damit die Entscheidung für oder gegen den neuen Monat brachte. Seitdem hat es viele Abstimmungen gegeben, und der Solstember hat sich zwischen Dezember und Januar und in ihr Leben geschmiegt, als wäre er schon immer da gewesen.

Lahea steht wie verloren im Raum.

„Mach das Licht aus und komm“, sagt Zaina und spürt selbst – es klingt ruppiger als beabsichtigt. Lahea weiß, zumindest hofft Zaina das, dass sie es nie böse meint. Sie hat sich mit allem, was sie geben kann, zuerst um Ebria gekümmert. Anfangs gemeinsam mit Jonas, Laheas Vater, dann mit den anderen Dorfvorsteherinnen. Die meisten von ihnen haben längst an die nächste Generation übergeben. Beim Gedanken, sie bald im Ältestenrat wiederzusehen, Teil davon zu werden, kommt die Schwere zurück. Der Ältestenrat ist eine gute, wichtige Sache, eine Institution auf der Insel, aber nicht ohne seine eigenen Probleme. Nicht ohne Konflikte, Verborgenes, Dinge, die sie zu gerne vergessen würden und doch nicht können.

Zaina wickelt sich fest in ihre Jacke und tritt hinaus in die Dunkelheit, blickt über die niedrigen Gebäude am Rand von Ipane in Richtung Meer. Ein hellorangener Streifen ist schon am Horizont zu erkennen. Bald kommt der Morgen. Die Sonne wird ihr Dorf in das Licht des frischen Tages hüllen. *Ihr Dorf*, sich das abzugewöhnen, wird dauern.